

Alles ist Alles – und *Alles ist Nichts*

Ein Essay anlässlich des 85. Geburtstags
von Karl-Friedrich Wessel

ANDREAS PLAGEMANN

1. Vorbemerkungen

Karl-Friedrich Wessel gehört zu den wichtigsten Menschen, die mir in meinem akademischen und auch persönlichen Leben begegnet sind. Nicht nur wegen seiner Lehre von der *Humanontogenetik*, seiner wissenschaftsphilosophischen Stringenz und Unbeirrbarkeit, seiner herausragenden Souveränität, Verlässlichkeit und unermüdlichen Arbeitswut, sondern in erster Linie wegen seiner zutiefst humanistischen, scharfsinnigen und so integren Gesellschafts- und Wissenschaftsanalysen im Allgemeinen wie ganz Grundsätzlichen, die ich seit vielen Jahren das Glück habe in freundschaftlichen Gesprächen mit ihm zu teilen und zu erörtern, in einer unerschütterlich gepflegten Loyalität, in guten wie auch leider überwiegend eher schwereren Zeiten. Eine intellektuelle und zwischenmenschliche Wohltat, ihn zum Freund zu haben, für die ich dankbar bin.

Vor diesem Hintergrund wurde ich gebeten, als Entwicklungsmediziner und Rationalist, der ich bin, zu diesem Band beizutragen, anlässlich des 85. Geburtstages von Karl-Friedrich Wessel. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, ein natürlich gerne selbst gehegtes Anliegen. Nun sollte es aber, so der redaktionelle Wunsch, ein *Fachbeitrag* sein zur *Konjunktur* des wissenschaftstheoretischen Konzeptes der *Humanontogenetik* und des *Biopsychosozialen* als einer *Leitidee*. Zu einem Konzept also, zu dessen kompetenter *Einführung* (*sic!*) etwa 700 Seiten von einem ihrer maßgeblichen Pioniere, einem ihrer unzweifelhaft entscheidenden Begründer und Wegbereiter, nämlich Karl-Friedrich Wessel, vorliegen (Wessel 2015).

Dieses übergreifende Konzept also hinsichtlich seiner *Konjunktur als Leitidee* kommentieren, reflektieren? Mir unmöglich, so mein erster und auch mein zweiter Gedanke. Angesichts der wissenschaftsphilosophischen Komplexität mir nicht möglich. Noch dazu gegenüber einem Freund und der immer beidseitig gepflegten Ehrlichkeit und Offenheit, ohne sich dabei aus Unkenntnis inhaltlich zu versündigen, mit etwaigen Fehlinterpretationen, unangemessenen Relativierungen oder gar ungebührlicher Skepsis. Noch dazu anlässlich eines Geburtstagsbandes.

Oder ist es doch *irgendwie* möglich? Aber wie? Wie kann man nach Jahrzehnten des zwar selbst immer und immer wieder unermüdlichen Plädoyers für die Bedeutung des Übergreifenden, die Bedeutung *des Ganzen*, namentlich und explizit für dessen wenigstens prinzipielle Reflexion auch im eigenen Fachgebiet (Plagemann 2011, 2014), aber eben doch sehr laienhaft im philosophisch-konzeptionellen Sinne, hier noch Neues, Aktuelles beitragen oder gar bewerten?

Tagungen über Tagungen, Bände über Bände, Bücher über Bücher sind über Jahrzehnte hierzu abgehalten, geschrieben und gefüllt worden, im Sinne einer *quasi immerwährenden Konjunktur*. Mit speziellen wie allgemeinen, fachspezifisch adaptierten, wie vor allem übergreifend prinzipiellen Beiträgen so Vieler, inklusive auch bescheidener eigener Beiträge (Plagemann 2016). Man stößt zunehmend an die Grenzen der eigenen Humanontogenese, wenn es darum geht, tatsächlich noch Innovatives zielführend und lesenswert beizutragen.

Wie aber steht es eigentlich insgesamt um die Reflexion und/oder gar *Konjunktur* des so vielfach bereits Beschriebenen und Begründeten? So immerhin die hier gestellte Frage. Oder gar die Feststellung im Titel der Tagung?

Als Rationalist und Mediziner neige ich zum *Sezieren*, um anschließend vielleicht *das Ganze* etwas besser verstehen und beurteilen zu können. Eine Herangehensweise, die hier allerdings eigentlich *per se* kontraproduktiv, ja geradezu absurd erscheint, soll es ja eben doch um *das Ganze* gehen. *Sezieren* also eine höchst fragwürdige Herangehensweise, die aber dem beschränkten Biomediziner

Totalität und Respezifikation

Oder: Gibt es einen Weg (zurück) von der Humanontogenetik zur Erziehungswissenschaft?

HEINZ-ELMAR TENORTH

I.

Karl-Friedrich Wessel hat seine große Anerkennung, Sichtbarkeit und Singularität in der philosophischen Thematisierung der Humanwissenschaften ja auch dadurch gewonnen, dass er mit einer scharfen philosophischen Kritik der wissenschaftlichen Pädagogik der DDR die Gesprächsfähigkeit der Philosophie gegenüber den Einzelwissenschaften über den Bereich der Naturwissenschaften hinaus demonstriert hat (Wessel 1975). In Wessels fundierter Analyse am Gegenstandsverständnis und an der öffentlichen Rolle der Pädagogik erfuhr diese in der Bildungspolitik der DDR hoch bedeutsame und bei politischen Instanzen intensiv gesuchte Disziplin eine ähnlich scharfe Kritik wie die wissenschaftliche Pädagogik der Bundesrepublik, wenn auch in ganz unterschiedlichem Modus. Wessel argumentierte gegenüber der Pädagogik zwar auch aus einer Beobachterperspektive, aber sein Gegenmodell las sich wie ein materialer Gegenentwurf, wie eine neue theoretische Gestalt der Disziplin. Wessel benannte

explizit die Themen und theoretischen Perspektiven, die sich eine wissenschaftlich rechtfertigungsfähige, nicht mehr auf die reflexive Begleitung der politisch-pädagogischen Praxis der öffentlichen Schule reduzierte Pädagogik forschend und lehrend zur Aufgabe machen sollte, und sein theoretisches Thema war die Konzentration auf den gesamten Lebenslauf als Bildungsprozess. Die Pädagogik der DDR ist ihm zu ihrem Schaden nicht gefolgt (Wessel 1991), und Wessels Distanz gegenüber »Pädagogik« blieb bis in die Gegenwart erhalten. Noch »der ganze Mensch« (Wessel 2015) favorisiert in Fragen von Bildung und Erziehung eindeutig die theoretische Perspektive und wehrt alle Fragen nach den »Folgen für erzieherische und pädagogische Prozesse« (Wessel 2015, 395) immer neu und entschieden ab. Die Rezeption seiner Theorie für die »Pädagogik« hat er vollständig anderen überlassen.

In der BRD dagegen, wo die tradierte und herrschende Pädagogik v. a. durch Wolfgang Brezinka zeitlich vergleichbar scharf und grundlegend in der Absicht kritisiert wurde, ihr den Weg »von der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft« zu öffnen (Brezinka 1971), blieb die Kritik primär metatheoretisch. Brezinka legte nie selbst seine materiale Gestalt einer empirischen Erziehungswissenschaft vor, sondern beschränkte sich, metatheoretisch, auf einen handlungstheoretischen Begriff der Erziehung, die Unterscheidung von Wissensformen und die Kritik seiner Disziplin. Er löste entsprechend auch vor allem eine metatheoretische Kontroverse aus, die ihr Thema und ihre Dynamik aus der Rezeption allgemeiner Wissenschaftstheorien gewann – und daran auch in ihren innovativen Intentionen scheiterte, weil nicht einmal die spezifische Problematik des genuin pädagogischen Wissens zum Thema wurde. Nicht zufällig sind Fragen der disziplinären Identität der Erziehungswissenschaft zumal angesichts der immensen öffentlichen Geltung der sogenannten Empirischen Bildungsforschung konstant bis heute und immer noch in nicht-konsensueller Weise ein zentrales Thema der Selbstbeobachtung dieser Disziplin (z. B. Vogel 2020).

Präsentieren in dieser Situation die Wessel-nahen Autoren, die sich für den Anschluss der »Pädagogik« an die Humanontogenetik engagiert haben, ein bis heute zu Unrecht vernachlässigtes Angebot für die Konstruktion der disziplinären Identität der Erziehungswissenschaft? Für eine solche Rezeption gibt es ja zahlreiche Exempel im engeren Wessel-Umkreis, von Dieter Kirchhöfer, allgemeinpädagogisch und für die Nutzung in Biografieforschung und Bildungssoziologie (Diesner, Kirchhöfer, Wessel 2017) bis zur Rezeption in der Sonder- und Reha-Pädagogik oder in den Sportwissenschaften, u. a. bei Albrecht Hummel und seinen Mitstreitern (vgl. Diesner, Ketting, Scupin, Wessel 2016). »Pädagogik« fehlt also nicht, wenn über die interdisziplinäre Relevanz der Humanontogenetik gesprochen wird. Aber schon angesichts der bis heute

Der integrative biopsychosoziale Ansatz in der Sexualmedizin

KLAUS M. BEIER

Die Sexualmedizin befasst sich mit der sexuellen Gesundheit des Menschen und ihren Störungen. Diese können die sexuellen Funktionen, das sexuelle und/oder partnerschaftliche Erleben und Verhalten (auch infolge von Krankheiten und/oder deren Behandlung) sowie die geschlechtliche Identität betreffen und/oder mit sexuellen Traumatisierungen verbunden sein. Hinsichtlich Ätiologie, Diagnostik und Behandlung dieser Störung berücksichtigt die Sexualmedizin unter besonderer Einbeziehung der Paardimension sowohl die Erkenntnisse und Verfahren der medizinischen als auch der psychologischen und sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Zentrale Überlegung dabei ist, dass ein Konzept von sexueller Gesundheit und ihrer Störungen gleichermaßen auf biologische, psychologische und soziale Aspekte abzielen muss: Körper, Psyche und soziales Umfeld werden in einem integrativen biopsychosozialen Ansatz stets gemeinsam gedacht.

Dabei macht sich die Sexualmedizin die Erkenntnisse der Verhaltensforschung und Entwicklungspsychologie zu eigen, wonach Säugetiere, insbesondere Primaten und vor allem der Mensch, auf Bindung programmierte Beziehungswesen sind, deren Überlebenschancen von der Erfüllung ihrer existenziellen Grundbedürfnisse nach Akzeptanz und Zugehörigkeit abhängen. Es handelt sich um Grundbedürfnisse, die sich besonders intensiv in der körperlichen Nähe von (intimen) Beziehungen verwirklichen lassen – mit den daraus resultierenden Gefühlen von Geborgenheit und Sicherheit. Auf diesem Grundverständnis fußen auch die sexualmedizinischen (zumeist paarbezogenen) Interventionen, wie sie als Fertigkeiten im Rahmen der Weiterbildung vermittelt werden. Die Sexualmedizin ist seit dem Jahr 2007 Teil der Weiterbildungsordnung der Ärztekammer Berlin und seit dem Jahr 2018 der Musterweiterbildungsordnung der Bundesärztekammer (vgl. Beier et al. 2021).

1. Vordenker Wilhelm von Humboldt

Dem Gründer der Berliner Universität, Wilhelm von Humboldt (1767–1835), ist ein anthropologisches Konzept zu verdanken, in dem ein biopsychosozialer Ansatz für das Verständnis des Menschen in den Vordergrund gerückt wurde. Will der Mensch seine geistig moralische Natur verstehen, muss er seine physische Natur kennen: Bereits im Körperlichen zeige sich für Humboldt »mit unverkennbarer Schrift«, was sich im Geistigen vollziehe. Es sei deshalb »[...] unläugbar, dass die physische Natur nur Ein grosses Ganzes mit der moralischen ausmacht, und die Erscheinungen in beiden nur einerlei Gesetzen gehorchen«, heißt es in seiner Abhandlung *Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur* (Humboldt 1795, GS I, 271).

Dort führt er auch aus, es bedürfe »nur einer mäßigen Anstrengung des Nachdenkens, um den Begriff des Geschlechts weit über die beschränkte Sphäre hinaus, in die man ihn einschließt, in ein unermessliches Feld zu versetzen« (ebd., 311) und sieht die Integration von Sinnlichkeit und Verstand als methodische Voraussetzung für ein umfassendes Verständnis des Menschen. In diesem Zusammenhang formuliert er nicht nur seine Überzeugung einer Einheit von Körper und Seele, sondern auch die von der Überwindung individueller Begrenztheit durch den ergänzenden Austausch mit anderen. Nur durch die Differenz entstehe Neues, wobei er dies als ein basales Naturprinzip ansah, welches durch die Geschlechtsunterschiede eindrücklich zum Ausdruck käme. Dabei könne aus der geschlechtlichen Verbindung zwischen sich liebenden Individuen

Unterwegs zu sich

Menschsein im Spiegel von Digitalisierung und Künstlicher Intelligenz*

WALTHER CH. ZIMMERLI

Eine der fundamentalen Fragen, mit denen sich philosophisches Denken seit jeher befasst, lautet: Was ist der Mensch? Allerdings stellt sie in dieser Version ebenso viel, wie sie eröffnet. Sie suggeriert nämlich mindestens zweierlei: zum einen durch den (zudem noch maskulin formulierten) Kollektivsingular »der Mensch« so etwas wie ein platonisch gedachtes einheitliches menschliches Wesen, zum anderen durch das präsentische »ist« eine zeitübergreifende Identität. Beides aber ist zumindest irreführend, und zwar sowohl in synchroner als auch in diachroner Hinsicht. Weder sind die Menschen – anthropologisch gesehen – zu einem gegebenen Zeitpunkt alle gleich, noch sind – evolutions-theoretisch gesehen – die Charakteristika der Spezies *homo sapiens* unveränderlich. Eine Betrachtungsweise, die diesen beiden Aspekten Rechnung trägt, kann »humanontogenetisch« genannt werden, und in ihr werden Menschen als »biopsychosoziale« Wesen aufgefasst, die sich – in systemtheoretisch-ökologischer Betrachtungsweise – als Systeme verstehen lassen, die sich in Wechselwirkung mit ihrer Systemumwelt entwickeln (Wessel 1998). Nun kann kein Zweifel daran sein, dass zu den zentralen Charakteristika der gegenwärtigen Systemumwelt das gehört, was wir unter dem Stichwort »Digitalisierung« zusammenfassen

* Aus Anlass des 85. Geburtstages von Karl-Friedrich Wessel gründlich überarbeitete Fassung von *Künstliche Intelligenz und postanalogenes Menschsein. Entstehung, Entwicklung und Wirkung eines realen Mythos* (Zimmerli 2021a); mit freundlicher Genehmigung des Xenomoi-Verlags.

(Zimmerli 2021b). In den folgenden Überlegungen soll es daher darum gehen, in Auseinandersetzung mit anthropologischen Aspekten der Digitalisierung darauf aufmerksam zu machen, dass und wie sich Menschsein zukünftig bestimmen lässt. Dabei wird es nach einer Analyse der gegenwärtig kursierenden Idee einer »Singularität« (1) und einer Erinnerung an den Unterschied von »analog« und »digital« sowie an das damit zusammenhängende Konzept des »Mensch-Maschine-Tandems« (2) um eine Kritik des »Posthumanismus« (3) gehen. Vor diesem Hintergrund soll dann das Konzept eines »postanalogen Menschseins« (4) und darauf aufbauend eines »Neuen Humanismus« (5) skizziert werden, der der Bedeutung der Künstlichen Intelligenz Rechnung trägt.

1. Singularität

Im Sog der machtvollen Entwicklung digitaler (Computer-)Technologie rückt seit der Mitte des 20. Jahrhunderts in einer kognitivistischen Engführung von den verschiedenen Facetten des Menschseins insbesondere das ins Zentrum des Interesses, was seit 1956 »Künstliche Intelligenz« genannt wird. Dabei ging es nie nur um die Leistungsfähigkeit von Systemen zur Problemlösung oder von wissensbasierten Expertensystemen, sondern von allem Anfang an immer auch um tiefer liegende, im Sinne C. G. Jungs archetypische Narrative, die man mit Blumenberg als »Mythen« (Blumenberg 1970) bezeichnen könnte. Da war zunächst einmal die Erneuerung des alten Mythos der denkenden Maschine (McCorduck 1979/1987), dann seit Beginn unseres Jahrhunderts der Mythos von den »Digital Natives« und den »Digital Immigrants« (Prensky 2001a, 2001b; vgl. Palfrey & Gasser 2008). Eine philosophisch besonders gewichtige Rolle spielen aber neben dem Mythos der Künstlichen Intelligenz diejenigen der Singularität und des Posthumanismus, wie sie sich insbesondere in den Schriften von Raymond Kurzweil und Nick Bostrom (Kurzweil 2005; Bostrom 2006) finden.

Unter »Singularität« wird dabei – seit Vernor Vinge diesen von ihm schon 10 Jahre zuvor geprägten Begriff (Vinge 1983) am Vision-21 Symposium 1993 populär machte (Vinge 1993) – der Zustand verstanden, der einträte, wenn alle menschlichen (Intelligenz-)Leistungen durch Maschinen nicht nur erreicht, sondern übertroffen werden würden. Der Zeitpunkt, zu dem diese »intelligence-greater-than-our-own« erreicht werden soll, rückt immer näher: nach Kurzweil soll es sich dabei um das Jahr 2045 handeln, Vernor Vinge war sogar noch mutiger, wenn er 1993 festhielt, dass es ihn wundern würde, wenn dieser Zeitpunkt »[...] before 2005 or after 2030 [...]« erreicht wäre (Vinge 1993).

Werteinteriorisation – die biologisch-psychologische Lücke bekannter Wertetheorien

JOHN ERPENBECK

»Noch deutlicher wird dies, wenn wir von der *biopsychosozialen Einheit Mensch* sprechen. In dem Moment bekommt der Begriff Individuum eine Struktur, die den Gegensatz von Individuum und Persönlichkeit aufhebt, zumindest aber zulässt, dass der Begriff Individuum als die Einheit von inneren und äußeren Bedingungen gefasst werden kann. [...]

Es soll ausdrücklich betont werden, dass die Individualität nur in und durch die Gemeinschaft existiert. Sie limitiert die Möglichkeiten der Entwicklung, die ein Individuum entfalten bzw. nutzen kann. Ohne diese Einschränkungen der Bedingungen ist ein Individuum nicht zu denken, auch nicht existent. Es ist eben immer ein Produkt des Verhältnisses von Individuum und Umwelt: ohne spezifische Umwelt kein Individuum. [...]

Unübertroffen sind in diesem Zusammenhang die Marxschen Thesen über Feuerbach. In der 6. heißt es: »Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.« (Wessel 2015, 109f.)

Nicht immer ist der Gedanke von der biopsychosozialen Einheit Mensch ein Schlüssel zum Verständnis biologischer, psychologischer oder sozialer Komplexität. Oft verführt er zum gewagten Flug über Klüfte und Klippen, Düsternisse und Untiefen des Denkens hinweg. Es gibt jedoch auch sozialwissenschaftliche Probleme, die ohne einen solchen Gedanken schlicht und einfach nicht zu lösen sind. Dazu gehört das Interiorisationsproblem in der – in jeder – Wertetheorie.

Neben dem Verständnis von Werten als Ordnern sozialer Selbstorganisation, dem Begreifen der umbruchartigen Verschiebung des Wertehorizonts von der Vergangenheit in die Zukunft, sowie der Positionierung im Feld von Werteobjektivismus oder Wertesubjektivismus¹ gehört das Interiorisationsproblem zu den Fundamenten jeglicher Wertetheorie. Ob man davon ausgeht, dass Werte evolutionär entstanden oder offenbart und gestiftet wurden, ob man sie als Herrschaftsinstrumente oder als Seelenschatz betrachtet, ob man sie als logische oder psychologische Existenzbedingungen des sprechenden, fühlenden Menschen kennzeichnet: Es bleibt immer die Frage bestehen – wie kommen diese Werte ins Denken und Empfinden des einzelnen Menschen hinein, so dass er, zusammen mit anderen, gemäß solchen Werten handelt und oft genug bereit ist, diese Wertetreue mit dem Leben zu bezahlen? Wie werden Werte zu Eigenem, Innerem gemacht wie werden sie verinnerlicht?

Das ist eine Frage, die eigentlich jeden historisch sensiblen Menschen beschäftigen sollte. Nach zwei Weltkriegen und einem kalten Wertekrieg, nach den Gefährdungen von Sozialismus und Demokratie, nach dem arabischen Frühling und dem Frühling von Reichsbürgern, Q-Anon-Verfechtern und Kapitolstürmern muss irritieren, wie solche Überzeugungen und Bewegungen immer wieder selbstorganisiert im Schoße der Wertegesellschaften entstehen, die Massen ergreifen und zu materieller Gewalt werden. Unfassbar! Von Nietzsche fassungslos in wunderbare Worte gefasst:

»Der Staat oder die organisierte Unmoralität – inwendig als Polizei, Strafrecht, Stände, Handel, Familie; auswendig: als Wille zur Macht, zum Kriege, zur Eroberung, zur Rache. Wie wird es erreicht, dass eine große Menge Dinge tut, zu denen der Einzelne sich nie verstehen würde? – Durch Zerteilung der Verantwortlichkeit, des Befehlens und der Ausführung. Durch Zwischenlegung der Tugenden des Gehorsams, der Pflicht, der Vaterlands- und Fürstenliebe. Durch Aufrechterhaltung des Stolzes, der Strenge, der Stärke, des Hasses, der Rache [...]«. (Nietzsche 1980, 635)

Gerade dies ist ein Kernproblem jeder Wertetheorie: Wie werden sozial erarbeitete oder auch neu aufkommende Werte so von vielen Einzelnen verinnerlicht, zu individuell handlungsleitenden Emotionen und Motivationen, dass sie im Mittel sozial – dem Staat, dem Stand, der Familie, der (noch so obskuren) Bezugsgruppe – dienlich sind? Dieses Interiorisationsproblem hält Werte-

1 *Werteobjektivismus* ist die Überzeugung, es existieren auf zu definierende Weise objektive Werte, *Wertesubjektivismus* basiert auf der Ansicht, Werte sind prinzipiell subjektive Projektionen des oder der jeweils Wertenden.

Das Biopsychosoziale als Leitidee für das Verständnis grundlegender Körper- und Bewegungsbildung

Für Karl-Friedrich Wessel zum 85. Geburtstag

ALBRECHT HUMMEL

1. Vorbemerkungen

Biopsychosoziale Einheit Mensch und *Humanontogenetik* sind begriffliche Markierungen, die fast schon reflexartig, zumindest bei Wissenschaftlern mit einer ostdeutschen Biografie, eine enge Verbindung zum Wirken von Karl-Friedrich Wessel herstellen. Diese assoziative Verknüpfung von Person und Werk ist gerecht und auch ein wenig ungerecht zugleich. Ungerecht insofern, da an diesem Projekt bereits zahlreiche Personen in der Entstehungsphase beteiligt waren. Stellvertretend sind hier Günter Tembrock, Hans-Dieter Schmidt und Günter Dörner hervorzuheben. Völlig zu Recht deshalb, weil Karl-Friedrich wie kein anderer für dieses Projekt gelebt und gekämpft hat. Wer ist schon von den Humboldtianern für eine wissenschaftliche Idee in den Hungerstreik gegangen. Seine Hartnäckigkeit und seine Frustrationstoleranz haben ein ähnliches Format wie seine wissenschaftliche Produktivität. Ende der 1970er Jahre begann für mich eine enge Arbeitsbeziehung zu dem Potsdamer Allgemeindidaktiker Lothar Klingberg. Er wohnte in der Fasanerie im Park Sanssouci und lud mich regel-

mäßig zu Spaziergängen in »seinen Garten« ein, eben in den Park Sanssouci. Mit meinen Monierereien, dass der Schulsport und der Sportunterricht und deren Fachkonzeptionen, theorietechnisch gesehen, viel zu wenig Berücksichtigung in der Verallgemeinerungsbasis seiner Allgemeinen Didaktik und darüber hinaus auch in Neuners Theorie der sozialistischen Allgemeinbildung finden, muss ich bereits damals nervig gewesen sein. Jedenfalls hatte Lothar Klingberg ein Gespür für meine Anliegen und verwies auf eine entstehende Arbeitsgruppe an der Humboldt-Universität zu Berlin und einen Herrn Wessel, wo man mit einem ganz anderen Blick an die Zusammenhänge des Biotischen mit dem Psychischen und dem Sozialen heranginge. Eine anregende Zusammenarbeit begann, die bis heute anhält und vertrauensvoll geblieben ist. Dafür danke ich dir, Karl Friedrich.

Mein theoretisches Ausgangsproblem blieb grundsätzlich erhalten, die Problemlage wurde jedoch besser aufgeklärt, einiges deutlicher strukturiert und manches konfligierend zugespitzt. Der »Sport« (nicht auf Spitzensport reduziert) hat sich in den letzten 100 Jahren von einer gesellschaftlichen Randerscheinung zu einem globalen Kulturphänomen, zu einem universalen Kulturmuster entwickelt (Krüger 2018a, 2018c, 2020b). Das *Deutsche Turnen*, der *Englische Sport*, die *Amerikanische Fitnessbewegung*, die *Schwedische Gymnastik* und die *Fernöstlichen Meditationskulturen* wurden von der *Sportisierung/Versportlichung* vereinnahmt, ebenso wie die traditionsreiche deutsche *Körper- und Bewegungserziehung*. Es entstand eine besondere, gegenständliche »Bildungswelt Sport«. Ähnlichkeiten zur »Bildungswelt-Musik« bieten sich an, lassen aber auch Unterschiede erkennen. Analysiert man die Genese der *Rede[n] von Bildung* in Deutschland (vgl. Tenorth 2020), dann fällt auf, wie wenig die »Bildungswelt-Sport« in das historisch gewachsene *deutsche* Bildungsverständnis passt. Die Rede von der »ästhetisch-expressiven-Weltbegegnung« oder der »physischen Expression« wird der Bildungswelt-Sport nicht gerecht.

Das kann der globalen Sportentwicklung ziemlich egal sein, für die Entwicklung des Schulsports in Deutschland und dessen Konzeptualisierung ist es jedoch ein Problem. Drei Optionen zum Umgang mit dieser Problematik bieten sich an:

1. Der Schulsport geht einen Sonderweg, beansprucht einen Sonderstatus als Unterrichtsfach und umgeht die Einordnung in das vorherrschende Bildungsverständnis.
2. Der Schulsport verändert seine Konzeption und richtet sich auf Sportliteralität aus und ordnet sich in das vorherrschende Bildungsverständnis ein.
3. Das vorherrschende Bildungsverständnis wird unter einer biopsychosozialen und humanontogenetischen Perspektive kritisiert und erweitert.

Körperliche Leistungsfähigkeit – eine sportwissenschaftliche Perspektive *

In Würdigung des Mitbegründers der Humanontogenetik Prof. Dr. Karl-Friedrich Wessel
als kleiner Beitrag zum großen Blumenstrauß dieses Buches zu seinem 85. Geburtstag

HEINZ MECHLING

1. Konzeptualisierung

Eine »sogenannte körperliche Universalleistungsfähigkeit« gibt es nicht (deMarées, Heck & Bartmus 2003, 437). Die körperliche, bisweilen auch menschliche Leistungsfähigkeit genannt, bezieht sich auf die Gesamtheit aller Fähigkeiten und Fertigkeiten anhand derer ein Mensch eine Aufgabe erfolgreich bewältigen kann. Dies hängt ab von personenbezogenen körperlichen, kognitiven und psychischen Voraussetzungen – der phylogenetischen Grundausstattung und den ontogenetisch erworbenen Lernvorgängen (Hacker, 1986; 2005). Leistungsfähigkeit ist darüber hinaus immer gebunden an konkrete Aufgaben und deren Anforderungen – *beauftragt* oder *selbstinitiiert*. Diese haben als einfache oder komplexe Tätigkeiten bzw. Fertigkeiten immer kulturelle und soziale sowie jeweils aktuell umweltbedingte bzw. ausführungsbedingte Einflussfaktoren.

* Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine komplette Be- und Überarbeitung der Publikation: Mechling, Heinz & Tittlbach, Susanne (2018). Körperliche Leistungsfähigkeit im Alter – Konzeptualisierung. In: Granacher, U., Mechling, H. & Voelcker-Rehage, C. (Hrsg.). *Handbuch Bewegungs- und Sportgerontologie*. Hofmann, Schorndorf: 227-240.

Diese Tätigkeiten führen zu einem Ergebnis, einem Produkt, einer Leistung (Hacker 1986, 57 ff.). Die Grundlage für das Zustandekommen dieser Leistungen ist ein *psychophysisches* Geschehen. Dies gilt in besonderer Weise für die körperliche Leistungsfähigkeit. Aus dieser Perspektive hat körperliche Leistungsfähigkeit einen übergeordneten Charakter, auch für weitere Themen wie Kraft, Ausdauer, Gleichgewicht, Bewegungskoordination und motorisches Lernen.

Dies bedeutet, dass es weder ein einheitliches Maß für diese Leistungsfähigkeit gibt, geben kann, noch, dass die körperliche Leistungsfähigkeit ein abschließlicher Begriff der Sportwissenschaft wäre. Ein interdisziplinärer Zugang erscheint unumgänglich. Als ebenfalls angewandte Wissenschaften stehen ihr die Arbeitsphysiologie (Valentin, Lehnert & Petry 1992) und die Arbeitspsychologie (Hacker 1986, 2005; Ulich 2011) am nächsten. In der konkreten Forschungssituation erfolgt jeweils eine Akzentuierung der physischen oder psychischen Komponente. Dabei muss entschieden werden, ob eine Betrachtung des Gesamtsystems oder der Teilsysteme mit ihren Wechselwirkungen im Vordergrund steht. Bei der Auswahl der Analyse- und Diagnoseeinheiten kommen je nach Komplexität unterschiedliche Hierarchieebenen in Frage – von Fähigkeitsbereichen bis zu grundlagenwissenschaftlichen Messparametern (vgl. Abb. 1).

Von der Kindheit bis zum höheren Alter, besonders in der Bewegungs- und Sportgerontologie muss der Zugang zur körperlichen Leistungsfähigkeit bei Interventionsprogrammen durch eine subjektorientierte *biopsychosoziale Sichtweise* ergänzt werden. Neben der physischen Belastung spielt die Beanspruchung eine besondere Rolle. Sie ist nicht nur eine Funktion der Belastung, sie hängt vielmehr von individuellen Eigenschaften, Fähigkeiten und der sozialen Situation ab. Bei Interventionen und deren Belastungsgestaltung erhalten Individualisierung und subjektive Befindlichkeit eine große Bedeutung. Im Sinne der Leistungsverbesserung hat die *Leistungsoptimierung* Vorrang vor einer *Leistungsmaximierung*.

2. Sportwissenschaftlich-historische Einordnung

Die körperliche Leistung und die körperliche Leistungsfähigkeit waren zu Beginn sportwissenschaftlicher Überlegungen Kernthemen der Sportmedizin und der Trainingslehre, später der Trainingswissenschaft (Hohmann, Lames & Letzelter 2014; Hottenrott & Neumann 2013; Hottenrott & Seidel 2017; Mechling 1999b). Die sportmedizinische Perspektive konzentrierte sich auf die Leistungsfähigkeit der Organsysteme und deren Beitrag zur sportlichen Leistungsfähigkeit

Das Biologische im humanontogenetischen Konzept – folgenlos?

NORBERT JUNG

»Das ist Philosophie, wie ich sie mir immer vorgestellt hab, Philosophie, die ins Leben eingreift [...]« schrieb eine Chicagoer Studentin über die Philosophie des Organischen von Hans Jonas (1903–1993). Er war unversehens »[...] in die Rolle hineingeschlittert, als Philosoph nicht nur kommentierend, sondern eventuell sogar vorschreibend oder warnend zu aktuellen praktischen Angelegenheiten Stellung zu nehmen« (Jonas 2003, 321). Jonas war, ausgehend von den zunehmenden technologischen Gefahren und damit Gefährdungen unserer ökologischen Existenz, zu der Erkenntnis gelangt, »[...] daß alle Philosophie [...] souverän vom Philosophischen her einen Beitrag zu den Dingen der Welt und den menschlichen Affären zu leisten hatte«. Er forderte: »Es bedarf einer neuen Ethik für das technologische Zeitalter.« (Jonas 2003, 323). Jonas' theoretischen, philosophischen Erforschungen des Verhältnisses zwischen Menschheit und biosphärischer Natur mündeten in einen neuen Imperativ, der uns heute noch moderner und dringlicher vorkommt als zum Zeitpunkt seiner Formulierung 1979: »Handle so, daß die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden.« (Jonas 1979/2003, 36)

Hier werden zwei Themen angesprochen, die für das theoretische Konzept der biopsychosozialen Einheit Mensch von beträchtlichem Belang sind:

- Welche Konsequenzen hat eine theoretische bzw. philosophische Aussage für die Praxis, also ihre Umsetzung?
- Wird das geisteswissenschaftlich weit verbreitete Denkverbot des Schließens vom Sein (Wirklichkeit) auf das Sollen (soziokulturelle, moralische Forderung) aufgehoben, wenn man naturwissenschaftliche, lebenswissenschaftliche Erkenntnisse über den Menschen in die Philosophie einbezieht?

Die zweite der beiden Fragen wird in diesem Beitrag nicht explizit behandelt, steht aber ebenso aktuell zur Debatte.

Der Anlass

Das Konzept der drei Quellen menschlichen (und tierlichen, s. u.) Verhaltens hat offenbar eine Reihe Quellen. Wissenschaftler verschiedener Disziplinen sind, wohl oft unabhängig, auf diese drei Triebkräfte gestoßen: Der Mediziner Thure von Uexküll (1953), der Mediziner George L. Engel (1977), der Psychiater Luc Ciompi (1999), der Verhaltensbiologe Robert A. Hinde (1992), der Klinische Psychologe Paul Gilbert (1995), die Evolutionsbiologen Thomas Junker und Sabine Paul (2009), der Psychologe und Therapeut Hilarion Petzold (2011) und andere. Günter Tembrock (1918–2011) bezog sich dabei gerne auf den Wirtschaftswissenschaftler Friedrich A. von Hayek (1979), der in seiner schmalen Schrift *Die drei Quellen der menschlichen Werte* sowohl biologische Antriebe und kulturelle Prägungen als auch individuelle Verstandesleistungen ausgemacht hat. Dabei maß er nach seinen Erfahrungen der kulturellen Quelle die bei weitem größte Wirkmacht zu. Möglicherweise lag es daran, dass von Hayeks Fokus auf den Werten lag, während Tembrock diese Triade stärker verallgemeinerte: Er bezog es auf das innere und äußere Verhalten bei Tieren und Menschen und charakterisierte die drei Ebenen durch die diskreten, nicht austauschbaren Quellen der verhaltensnotwendigen Informationen (Potentialbezeichnungen nach Tembrock 1994, 51, Entwicklungsstufen nach Tembrock 2002, 42):

- Auf der Ebene der biologischen Art die genetische Information; sie verschwindet mit der Spezies (Artensterben) – das biogenetische Potential, Entwicklungskategorie Phylogenese.

Humanontogenetisch orientierte Betrachtungen zu einer spezifischen Kombination psychiatrischer Indikationen

JÖRG SCHULZ

Einleitung

Als Komorbidität wird überwiegend »[...] das gemeinsame Auftreten verschiedener psychischer Störungen bei einer Person bezeichnet [...]« (Stieglitz 2019, 21). Dieses Grundverständnis von Komorbidität, das von Moggi bereits 2004 als »[...] das Auftreten von mehr als einer diagnostizierbaren Störung bei einer Person in einem definierten Zeitintervall [...]« (Moggi & Donati 2004, 3) festgelegt wurde, liegt diesem Beitrag zugrunde. Dennoch muss angemerkt werden, dass in der somatischen Medizin der Terminus Komorbidität des Öfteren für gleichzeitig vorliegende Diagnosen genutzt wird und gar in dem Begriff der Multimorbidität kulminieren kann, ohne eine einzige psychische Störung zu beinhalten. Relativ klar umrissene Fälle von Komorbidität stellen Doppeldiagnosen dar, vom Verständnis der Begrifflichkeit her unter Psychiatern ähnlich eindeutig gefasst wie Mehrfachbehinderungen, die jeweils stets als Element auch eine geistige Behinderung umfassen, unter Rehabilitationswissenschaftlern. Laut Moggi wird unter Doppeldiagnose im Allgemeinen verstanden:

»[...] die Komorbidität [...] oder das gemeinsame Auftreten einer psychischen Störung (z.B. Angststörung, Depression, Schizophrenie, Persönlichkeitsstörung [...]) und einer Substanzstörung (Störungen durch eine oder mehrere psychotrope Substanzen wie Missbrauch oder Abhängigkeit von z.B. Alkohol, Schlaf- und Beruhigungsmedikamenten, Cannabis, Heroin, Kokain [...]) bei derselben Person in einem bestimmten Zeitraum [...].« (Moggi 2007, 15) ^{1, 2}

Es geht also um die Kopplung einer Abhängigkeitserkrankung mit einer weiteren psychischen Störung. An dieser Stelle wird der oben zitierte Abhängigkeitsbegriff erweitert. Denn die hier zugrunde gelegte Komorbidität einer Substanzmittelabhängigkeit mit einer weiteren, aus einem anderen Diagnosebereich stammenden, psychiatrischen Indikation lässt einen wesentlichen Bereich der Abhängigkeit, nämlich die nicht substanzgebundenen Abhängigkeitserkrankungen wie abhängiges Kauf- oder Sexualverhalten (trivial als Kaufsucht oder Sexsucht bezeichnet, jedoch in dieser Eindeutigkeit nicht in den Manuals ICD-10³ und DSM-5⁴ erfasst) und viele mehr außer Acht.

1 Noch im Jahr 2000 wurde die Problemlage der Patienten mit Doppeldiagnose folgendermaßen beschrieben: »Die Versorgung psychisch kranker Menschen ist nicht nur unterteilt in stationäre und ambulante therapeutische Einrichtungen, sondern weist eine weitere wesentliche Dichotomisierung auf: Die Suchtkrankenversorgung mit ihren speziellen Entwöhnungskliniken, Suchtberatungsstellen, Wohnheimen und -gruppen für Suchtkranke ist sowohl organisatorisch als auch vom therapeutischen Selbstverständnis zumeist deutlich abgegrenzt vom ›klassischen‹ psychiatrischen Versorgungssystem, das für Suchtkranke oft nur die Möglichkeit zur geschlossenen Entgiftung und zur Krisenintervention anbietet« (Riebe 2000, 11). In der Gegenwart folgt man Therapieansätzen, die den Bedarfen der Betroffenen entsprechen: »In den letzten Jahren wurden mehrere integrierte Behandlungskonzepte und -programme für Patienten mit Doppeldiagnosen entwickelt und teilweise bereits erfolgreich evaluiert. Diese Probleme finden heute zunehmend Eingang in die Regelversorgung« (Walter & Gouzoulis-Mayfrank 2019b, 15).

2 Mittlerweile hat die Bezeichnung SSK (Störung durch Substanzkonsum) den 2007 noch genutzten Begriff der Substanzstörung überwiegend abgelöst (u. a. Moggi 2019, 34-47).

3 Internationale Klassifikation psychischer Störungen.

4 Diagnostisches und Statistisches Manual psychischer Störungen.

»Die Langzeitprävalenz des Cannabiskonsums für Erwachsene (18–64 Jahre) wird mit etwa 24% angegeben. Unter jungen Erwachsenen (18–20 und 21–24 Jahre) gaben 16,2 bzw. 13,7% an, in den letzten 12 Monaten Cannabis konsumiert zu haben (12-Monats-Prävalenz). Die Zahl der Cannabisabhängigen wird hierzulande auf 240.000 geschätzt.« (Scherbaum 2019, 40)

Mit der steigenden Zahl der Nutzer dieser Substanz wird auch eine Häufung von Fällen schizophrener Psychosen befürchtet. Besonders in Regionen, in denen eine signifikante Zunahme des Cannabis-Konsums festgestellt wurde, ist ein Anstieg der Schizophrenie-Prävalenz verzeichnet worden:

»[Es] wurden vereinzelt auffällige regionale Unterschiede mit einem deutlichen Anstieg der Inzidenz in Zürich und in Südlondon über die letzten drei Jahrzehnte berichtet. Unter der Annahme, dass der Cannabiskonsum in diesen Großstädten stärker zugenommen hat als in anderen Regionen, wird spekuliert, dass er zumindest z. T. für die regional hohe Inzidenz der Schizophrenie verantwortlich sein kann.« (Gouzoulis-Mayfrank 2019, 105)

Wirkungen und Nutzung von Cannabis sollen an dieser Stelle nicht weiter thematisiert werden. Dessen Gefahren im Zusammenhang mit der Entwicklung von Schizophrenien als Komorbiditäten wurden dargelegt⁸.

7. Möglichkeiten der Prävention

Vergleichbare Vorgänge finden, wie eingangs im Zusammenhang des Glücksspiels und der Internetabhängigkeit dargestellt, bei abhängigem Verhalten auch dann statt, wenn keine Substanz konsumiert wird.

»[Darunter] werden klinisch signifikante Syndrome verstanden, die durch sich wiederholendes Belohnungsverhalten zu einer deutlichen Beeinträchtigung der persönlichen Funktionsfähigkeit führen. Sie stehen nicht im Zusammenhang mit der Verwendung von Abhängigkeit erzeugenden Substanzen, zeigen aber in neurobiologischen Versu-

8 Eine Vielzahl von Komorbiditäten von Abhängigkeitserkrankungen mit jeweils (mindestens) einer weiteren psychiatrischen Indikation einschließlich der Vorstellung von Therapien und eines Fazits für die Praxis wird in Walter & Gouzoulis-Mayfrank 2019a durch die Protagonisten der Doppeldiagnose-Forschung im deutschsprachigen Raum beschrieben.

chen eine ähnlich veränderte Funktion des mesokortikolimbischen dopaminergen Belohnungssystems wie die Substanzabhängigkeiten.« (Tüscher 2019, 367)

Dies verwundert kaum, da die Vielfalt der Ausdrucksformen einer Abhängigkeit sich letztlich durch die im Wesentlichen einheitliche, über das Belohnungssystem realisierte, Signalweiterleitung ergibt. Dieser Umstand sollte bei der Planung präventiver Maßnahmen berücksichtigt werden.

Die genannten Beispiele zeigen die Problematik der weitreichenden Verflechtung von Abhängigkeitserkrankungen mit anderen psychiatrischen Indikationen, derer es eine unermessliche Zahl an Kombinationen zu geben scheint, auf. Bei all diesen Kopplungsgruppen fällt auf, dass sich besondere (weil umfangreichere) Probleme bei zwei Stoffen ergeben, deren Verharmlosung durch Legalität und offizielle Akzeptanz (Alkohol) oder durch seine mittlerweile in nahezu allen Schichten der Bevölkerung erfolgte – und sehr oft als unproblematisch kommentierte – Verbreitung (Cannabis) geschieht. Dabei wird den verschiedenen Ebenen der Unterschiede (die sich phylogenetisch wie ontogenetisch entwickeln) kaum Aufmerksamkeit entgegengebracht, häufig auch der Entwicklungsstand der Individuen weder hinsichtlich der Chancen noch der Risiken berücksichtigt:

»Die internen, hauptsächlich genetisch umrissenen Möglichkeiten jedes Individuums werden unter dem Einfluss der Umwelt entfaltet oder gehemmt. Die jeweiligen Entwicklungsschritte [...] führen bei negativen Einflüssen zu unkorrigierbaren oder nur schwer zu kompensierenden physischen und psychischen Schäden: z.B. Konzentrationschwächen, Beeinträchtigungen kognitiver Leistungen, Verhaltensauffälligkeiten ganz verschiedener und häufig ignoriertes oder lange unerkannter Arten. [...] Die genannten Schäden werden nicht in der Schule erzeugt und können nur sehr bedingt in ihr korrigiert werden. Ich vermute, dass die weitaus meisten von allen [...] sichtbar werdenden Schwierigkeiten in der pränatalen Phase und in den ersten Lebensjahren verursacht werden.« (Wessel 2003, 8)

Die Wessel'sche Aussage bezieht sich auf erheblich zahlreichere Problembereiche als lediglich auf die Abhängigkeit im Zuge der Ausprägung von Doppeldiagnosen, erweist sich jedoch auch hierfür als elementar. Es geht darum, wo irgend möglich, ein Dasein als Patient zu verhindern oder bei Komorbiditäten zumindest die wechselseitige Verstärkung der Wirksamkeit der diversen Störungsbilder zu entschärfen. Wird bereits im Vorfeld das Gefährdungspotential auf eine psychiatrische Indikation subtrahiert, weil die Abhängigkeit gar nicht erst entsteht und damit keine Wechselwirkungen (die zudem noch nicht umfassend in ihren verheerenden Auswirkungen erforscht sind) mit den anderen Störungs-

Souveränität, Nichtsouveränität – Antworten aus der Biosphäre

FRIEDRICH KLEINHEMPEL

*Die Menschwerdung des Affen war kein so großer Schritt,
wie es die Menschwerdung des Menschen einmal sein wird.*

Kurt Tackmann

1.

Man möchte glauben, der Begriff Souveränität sei althergebracht und weitverbreitet. Doch es handelt sich um einen historisch jungen, noch immer meist in machttheoretisch, staats- und kirchenrechtlich engem Sinne benutzten Begriff. Rechtsbücher wie der Sachsenspiegel im 13. Jahrhundert erwähnten ihn noch nicht. Im 16. Jahrhundert wurde er Leitbegriff in hoheitstheoretischen Zusammenhängen, etwa im Sinne von unbeschränkter Herrschergewalt (eines Souveräns; lat. *superator*: Besieger), von Staatsgewalt, Oberherrschaft, Macht des Gesetzgebers – allenfalls mit Andeutungen anderweitiger Zusammenhänge.

Uns Individuen, die wir nicht Kaiser oder Kaiserin, Bischof oder Bischöfin, Oberster Richter oder Oberste Richterin sind, wurde Souveränität noch lange nicht zugestanden. Erst in jüngerer Zeit holte Karl-Friedrich Wessel den Souveränitäts-Begriff aus dem Elfenbeinturm von Hoheits- und Staatsmacht, erkannte und benannte ihn als allgemein und praktisch verwendbare, ja als unabdingbare Kategorie für den methodischen Gebrauch in den Humanwissenschaften. Denn Souveränität ist nach Wessel eine der Konstituenten des menschlichen Individuums und somit grundlegend für die Definition der Humanontogenese »des souveränen Menschen« – also für uns Individuen alle! (Vgl. Wessel 2015, 637; 640 ff.) Demgemäß sei Souveränität auf der Ebene menschlich individueller Phänomene:

»[...] die Fähigkeit des Individuums, über die eigenen inneren Angelegenheiten zu verfügen und stets Änderungen in dieser Verfügung vornehmen zu können. Das heißt, ein souveränes Individuum hat die Verfügungsgewalt über seine inneren Angelegenheiten. Kein anderer Begriff umfasst diesen Inhalt [...].« (Wessel 2015, 641, Hervorh. i. Orig.)

Die Fähigkeit des Individuums, über die eigenen inneren Angelegenheiten zu verfügen, dürfte eng an das »hierarchische System der Kompetenzen« gebunden sein (ebd., 312), also an »[...] Grunddispositionen des menschlichen Körpers und seines Gehirns, die die Voraussetzung für die Gestaltung aller Fertigkeiten, Fähigkeiten und Wahrnehmungen des Individuums sind [...].« (ebd., 314). Wessel diskutiert zu dieser Souveränität, zu ihrer Komplexität, zu ihren Grenzen: Das Individuum lebe »[...] immer in der Differenz von Möglichkeit und Wirklichkeit [...].«, insbesondere hinsichtlich der Unterstellung, »[...] dass das Subjekt [...] immer von der Existenz der biopsychosozialen Einheit abhängt, die ja auch in allen ihren Dimensionen von den gesellschaftlichen Existenzbedingungen abhängt [...].«. Es könne zur »Unverfügbarkeit« (über die inneren Angelegenheiten) kommen: Wer insofern Souveränität einbüße, würde unmenschlich (vgl. ebd., 643). Doch:

»[...] ohne Abhängigkeit gibt es keine Existenz des Individuums. Souveränität ist ohne Bestimmung der natürlichen Abhängigkeiten gar nicht zu denken. Es ist allerdings eine große Herausforderung an jedes Individuum, die natürlichen Grenzen der Abhängigkeit zu erkennen. Mit natürlichen Grenzen sind solche gemeint, die das Individuum konstituieren, also biotische, psychische und soziale, die die notwendigen Bedingungen für die Existenz des Individuums bestimmen.« (Wessel 2015, 643)

Kinder, Jugendliche und Erwachsene in jedem Alter testen die Grenzen ihrer Abhängigkeiten – »[...] und probieren so die Wirklichkeit aus; wer die natürlichen Grenzen nicht beachtet, läuft Amok [...].« (ebd., 643).

Im Zusammenhang mit dem hierarchischen System der Kompetenzen über die eigenen inneren Angelegenheiten souverän zu verfügen, sie souverän zu beherrschen, bedeutet mithin, sich selbst – in den benannten natürlichen Grenzen der Abhängigkeit – zu erkennen, zu kontrollieren und (auch in Selbstdisziplin) zu beherrschen, Verhaltensfolgen abzuschätzen, sich Fremdbestimmungen zu erwehren, Klugheit und Anstrengungen aufzubringen, um die Verfügung über die eigenen inneren Angelegenheiten zu sichern und zu regeln, »[...] selbstbewusst, unabhängig, offen für andere Menschen und Meinungen [...].« (ebd.) sein zu können. Wer souverän aufträte, beeindruckte Gesprächspartner – so wird

Souveränität und Begehren

THOMAS DIESNER

I. Souveränität bei Karl-Friedrich Wessel

Souveränität *und* Begehren? Sollte es nicht besser heißen Souveränität *oder* Begehren, scheint doch der Souverän über das Triebhafte des Begehrens zu verfügen, dies kontrollieren zu können? Oder zeigt sich Souveränität dem Drängen des Begehrens gegenüber als illusorisch, ist vielleicht gar Ausdruck eines Begehrens? In alltagssprachlicher Verwendung klingt immer wieder der politische Souverän und damit ein Wert an, der zumindest in Bezug auf das Eigene verwirklichter scheint. Man könnte dies als eine Tendenz aufgreifen und – sozialgeschichtlich – von einer Verlagerung der Verantwortung für die Lebensgestaltung auf den Einzelnen sprechen, von der Aktualisierung eines Über-Ich oder von Biopolitik. Im Folgenden möchte ich einen anderen Weg einschlagen und ein theoretisches Verständnis des Begriffs, wie er für die Humanontogenetik von Karl-Friedrich Wessel eingeführt wurde (Wessel 2007; 2015, Diesner et al. 2016), voraussetzen.

Der Begriff der Souveränität bei Wessel weist eine klare Struktur auf, dennoch eröffnen sich auch hier Fragen und zeigen sich Schwierigkeiten, in der Anwendung wie in der Explikation, denen man sich auf unterschiedliche Weise nähern kann. Der Zusammenhang von Begehren und Souveränität soll hierbei einen Rahmen bieten, um einseitige, kognitivistische oder moralisierende Interpretationen eines Verständnisses von Souveränität kritisch beurteilen zu können und ein biopsychosoziales Verständnis zu betonen. Die damit eingenommene Perspektive favorisiert also nicht das Individuum als empirisches Objekt, sondern als Subjekt. Diese Entscheidung für eine subjektive Perspektive stellt jedoch kein epistemologisches Dogma dar.

Souveränität bei Wessel lässt sich mit dem Begriff der ›Verfügung‹ in einem ersten Ansatz auf die Möglichkeit und Fähigkeit reflexiver (Selbst-)Zugänglichkeit zurückführen:

»Souveränität ist die Fähigkeit des Individuums, über die eigenen inneren Angelegenheiten zu verfügen und stets Änderungen in dieser Verfügung vornehmen zu können.«
(Wessel 2015, 641)

Die Einfachheit dieser Explikation schließt eine gewisse Unbestimmtheit nicht aus. Dies nicht nur deshalb, weil Themen berührt werden, welche die ganze Geschichte der Philosophie durchziehen. Eine gewisse Vagheit rechtfertigt sich vor allem daraus, dass Souveränität kein wie auch immer zu fixierendes Ziel einer Entwicklung darstellen könne.

»Nach den bisherigen Überlegungen könnte es scheinen, als wäre die Souveränität das Ziel eines langen Prozesses, welcher sich durch Erziehung und Bildung bis zur Weisheit im Alter vollziehen könnte. Aber genau das weise ich zurück.« (Wessel 2015, 653)

Im Gegenteil ist Souveränität ein Aspekt im Entwicklungsgeschehen und ändert sich in ihrer konkreten Form mit diesem. Es ginge dann eher um Kultivierung im Sinne ihrer Realisierung.

Dieser pragmatischen Unbestimmtheit entgegen ist das Allgemeine in einer reflexiven Struktur des Begriffes auszumachen. Mögliche Schwierigkeiten mit dem Souveränitätsbegriff bestünden dann darin, dass normative und deskriptive Aspekte dazu tendierten, sich zu vermischen. Souveränität wird schnell etwas, das über eine begrenzte Menge von Eigenschaften (Kriterien) zu fassen sei. Vor allem eines wird jedoch bei Wessel ausgeschlossen: Souveränität ist kein ethischer Begriff, ist »[...] keine moralische Kategorie [...]« (vgl. Wessel 2015, 666). Er ist ein humanontogenetischer Begriff und damit eng mit bestimmten Vorstel-

Masterplan Medizinstudium 2020 – Eine ungewollte Wiederholung von ›Des Kaisers neue Kleider‹?

CORNELIUS FRÖMMELE

Zusammenfassung

Notwendigkeit und Möglichkeit, das Medizinstudium in Deutschland zu reformieren, sind selten in solcher Einheit wie heutzutage gegeben. Die Medizin hat sich in den letzten Jahrzehnten deutlich gewandelt und alle medizinischen Fakultäten haben neue Ansätze für ein medizinisches Curriculum ausprobiert. Zeit also, die dabei gewonnenen Erfahrungen in ein neues Studium, in eine neue Approbationsordnung, die den rechtlichen Rahmen für die MedizinerInnenausbildung bildet, einfließen zu lassen. Die Verantwortlichen, vom Minister über den Medizinischen Fakultätentag bis zur Kultusministerkonferenz haben mit dem Masterplan Medizinstudium 2020 die Umgestaltung in Angriff genommen. Wesentliche Probleme – wie die Hypertrophie des Curriculums, ausreichende Finanzierung eines modernen Curriculums, unzureichende wissenschaftliche und humanistische Bildung – werden zwar erkannt, aber nicht wirklich angegangen. Und so beantworte ich die Frage, worauf ich bei der jetzigen Reform hoffe: auf nichts, das Studium der Medizin in Deutschland bleibt wie es ist, und der Grund, warum es erfolgreich ist, sind die Studierenden, die trotz widriger Umstände die Gelegenheit beim Schopfe packen und das Beste, welches etwas Gutes, obwohl Besseres möglich ist, daraus machen.

1. Einleitung – Zukünftige Medizinausbildung in guter Hoffnung?

Es gibt Texte, die beim Eintreten in diese Welt erst einmal dem Vergessen anheimgegeben werden. So hielt David Hume am Ende seines Lebens fest, dass sein (wahrhaft aufklärerisches, vielleicht gar umstürzlerisches Buch) *A Treatise on Human Nature* »[...] fell still-born from the press [...]« (zit nach: Elkana & Klöpffer 2012, 13). Wie sich jetzt herausstellt, trifft dieses Schicksal nicht nur Bücher, die hunderte Jahre später zur Weltliteratur zählen, sondern auch Abhandlungen, die zur richtigen Zeit mit bemerkenswerten Inhalten sich zu drängenden Problemen der akademischen Bildung äußern. So zitieren Elkana und Klöpffer die o. g. Feststellung von Hume in ihrem Buch, erschienen 2012, *Die Universität im 21. Jahrhundert – Für eine neue Einheit von Lehre, Forschung und Gesellschaft*, mit der Hoffnung, dass ihnen das Schicksal des Traktats aus dem 18. Jh. nach Drucklegung erspart bliebe (Elkana & Klöpffer 2012, 13). Die von beiden erhoffte Debatte in und mit den Universitäten ist aber ausgeblieben. Und so wird es den nachfolgenden Gedanken – trotz ihres viel bescheideneren Anspruchs – auch gehen.

Auch wenn es um die Ausbildung einer Berufsgruppe geht, mit der jeder Einwohner Deutschlands Umgang hat und die hilft, einen elementaren Anspruch, dem nach Gesundheit aller zu erfüllen – der Ruf nach einer wirklich neuen Ausbildung von Ärztinnen und Ärzten wird überhört. Dabei sind schon mehr als sieben Jahre nach dem ersten Aufschlag (Koalitionsvereinbarung der großen Koalition 2013, 58) und drei Jahre seit der kleinen Jubelpressekonferenz vergangen: am 31. März 2017 wurde in Berlin ein wichtiger Schritt zu einem modernen Medizinstudium, der *Masterplan Medizinstudium 2020*, von dem damals Verantwortlichen Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe und der Bundesforschungsministerin Professorin Johanna Wanka sowie Vertreterinnen und Vertretern der Gesundheits- und der Kultusministerkonferenz der Länder und der Koalitionsfraktionen des Deutschen Bundestages gefeiert (Pressemitteilung 2017). Der Leumund der Kultusministerkonferenz, wahrhafte Innovationen betreffend, ist nicht besonders gut, so dass eine Prüfung, ob wir uns heute mit »allerhöchstem Beifall« gegenüber einem neuen, modernen Medizinstudium äußern können, wohl negativ ausfallen könnte. Dank einer ordentlichen Kinderstube ist vielen das Märchen *Des Kaisers neue Kleider* (1837) von Hans Christian Andersen präsent. Es erzählt von frühen Formen der *fake-news* und dem Umgang mit dieser Art Nachrichten. Der Kaiser hielt »[...] so ungeheuer viel auf neue Kleider [...]« (Andersen 1862) wie andere auf ein neues Medizinstudium

Mathematik und das Buch der Natur

Das Problem der Anwendbarkeit der Mathematik

HANS POSER

Vorbemerkung

Dieser Beitrag ist gegen Ende der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts konzipiert und später etwas ergänzt worden; in einer englischen Fassung erschien er vor Jahren in China und Russland. Ihn hier einzureihen, bedarf einer Erklärung, genauer, einer Vorgeschichte. Im Jahre 1978 fand der 16. Weltkongress für Philosophie in Düsseldorf statt, organisiert von Alwin Diemer als dem Präsidenten der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland. Er warb dafür, ein Forum aufzubauen, das Philosophen aus der Bundesrepublik und der DDR einen Gedankenaustausch ermöglicht.¹ Wie ich von den Initiatoren wusste, war das einfacher gesagt als getan, gab es doch fast unüberwindliche formale Schwierigkeiten. Die Lösung bestand darin, mit zwei Elementen die Verwirklichung zu ermöglichen, zum einen, dass es sich um ein internationales Treffen handeln musste, zum anderen, dass der Veranstaltungsort im »neutralen Ausland« liegen musste wie etwa Österreich. Zugleich sollten unfruchtbare

1 Vergleiche Hörz, Herbert 2017. Wissenschaftsforschung: Konfrontation oder Kooperation? Deutschlandsberger Symposien von 1979 bis 1991. *Leibniz Online* 28, Zeitschrift der Leibniz-Sozietät e. V.

ideologische Auseinandersetzungen ausgeschlossen sein – wofür sich wissenschaftsphilosophische Fragen als thematischer Bereich anboten. So übernahm der Grazer Wissenschaftstheoretiker Johann Götschl diese Aufgabe: Mit der Burg von Deutschlandsberg bei Graz, einsam hoch auf einem Berg gelegen, war ein idealer Ort für die »Deutschlandsberger Symposien« (jährlich 1979–1991) gefunden, Philosophen der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften waren zur Mitarbeit ebenso bereit wie Kollegen aus Polen und Ungarn und anderen Ländern, dazu natürlich Wissenschaftstheoretiker aus Österreich, aus der DDR wie aus der Bundesrepublik – und zu ihnen gehörten auch Karl-Friedrich Wessel und ich – wenn auch nicht von Anbeginn. Kennzeichen dieser Treffen war die Bereitschaft, einander anzuhören und unpolemisch-ideologiefrei Sachthemen inhaltlich tiefdringend zu erörtern – ungestört und nur unter den eingeladenen Wissenschaftsforschern. Mit der Wiedervereinigung endeten diese Deutschlandsberger Treffen, doch das Gespräch ist nie abgerissen, ganz im Gegenteil: Wir konnten die freundschaftlichen Begegnungen im Deutschlandsberger Geist gerade in Berlin bis heute weiterführen.

1. Der Mensch als rechnendes Wesen

Der Mensch ist heute zum rechnenden Lebewesen geworden. Wir leben in einem Strudel von Zahlen – Inflationsrate, Steuerveranlagung, Kontonummer, Benzinverbrauch, Beschleunigung, Fahrpläne, Zahlenlotto, Kaloriengehalt, Arbeitslosenzahlen, Kriegstote, Bits und Bytes... Wir denken in formalen Strukturen und Strategien und sind umgeben von einer hochtechnisierten Welt, die ohne Mathematik nicht möglich wäre. Dies steht in krassem Gegensatz zum Ursprung der Mathematik als beweisender Wissenschaft, denn sie erwuchs aus der Loslösung von der Anwendung und gewann gerade dadurch ihre ungeheure Bedeutung, wurde sie doch als Beleg dafür verstanden, mit dem Denken allein, a priori und ohne jede Bindung an Erfahrung geometrische und arithmetische Eigenschaften untersuchen und vor allem Beweise finden zu können. So stand die Mathematik am Anfang des Weges vom mythischen zum wissenschaftlichen Denken. Seither gilt sie als Garant dafür, dass begründetes Wissen möglich ist, ja, sie wurde zum Vorbild für Wissenschaftlichkeit schlechthin. Doch weder lässt sich die Zuverlässigkeit mathematischer Aussagen auf ihre Anwendungen übertragen, noch gar ist klar, wieso überhaupt Mathematik auf die raumzeitliche Wirklichkeit einschließlich der sozialen und ökonomischen Gegebenheiten anwendbar ist. Dieses erkenntnistheoretische Problem geht viel tiefer als die

Aristoteles in der arabischen Tradition

ERHARD OESER

Einer der bedeutendsten deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts und Kenner der arabischen Sprache, Friedrich Wilhelm Schelling, hat die Ansicht vertreten, dass der »[...] eigentliche Lehrer des Morgen- wie des Abendlandes [...]« Aristoteles war (Schelling 1852, 382). Daraus ergab sich für mich das Anliegen, die kulturübergreifende Bedeutung der Aristotelischen Philosophie nicht nur im arabischen, sondern auch im gesamten islamischen Raum nachzuweisen. Verwirklicht wurde dieses Anliegen im »Philosophischen Kreis Wien-Istanbul« (*Viyana-Istanbul Felsefe Çevresi*). Dieser wissenschaftliche Verein wurde im Anschluss an meine Gastvorlesungen 1984 über »Wissenschaftlichen Universalismus« an der Universität Istanbul gegründet. Die Leitfigur in der türkischen Philosophie war damals der aus dem heutigen Turkmenistan stammende Alfârâbi (um 872–950), der als Erklärer des Aristoteles, schon zu seinen Lebzeiten mit dem ehrenden Beinamen eines »zweiten Meisters« ausgezeichnet worden ist. Tatsächlich waren für den arabischen Philosophen aus Córdoba, Averroes (auch Ibn Rushd, 1126–1198), die Werke des Aristoteles die zuverlässigste wissenschaftliche Wahrheit, die in allen Zweifelsfragen als Richtschnur zu gelten hatte, weil sie nach seiner Meinung das Beste ist, was man auf diesem Gebiet finden konnte. Die Übernahme der Aristotelischen Philosophie und

Wissenschaft durch die Araber in Al-Andalus ist daher auch als der Ursprung und Beginn des Dialogs der Kulturen zu betrachten. Und zwar dadurch, dass die rationale Philosophie des Aristoteles von Averroes über die Religion gestellt wurde, war es in diesem vom Islam beherrschten Teil Spaniens möglich, einen für das Zusammenleben von Muslimen, Christen und Juden toleranten Humanismus zu entwickeln. Diese unübersehbare kulturgeschichtliche Leistung des mittelalterlichen Al-Andalus bildete später auch die Grundlage der Hochschätzung der arabisch-islamischen Kultur in der europäischen Tradition des 18. und 19. Jahrhunderts.

In seinen wissenschaftsphilosophischen Arbeiten war Karl-Friedrich Wessel immer an die Vermittlung und Integration der unterschiedlichen Kulturen interessiert. Heutzutage ist es die islamische Kultur, die einer besonderen Aufmerksamkeit bedarf. Wessels frühzeitig entwickeltes Forschungsprojekt »Biopsychosoziale Einheit Mensch« kann in diesem Zusammenhang ein theoretisches Modell und einen kritischen Ansatz für die interdisziplinäre Forschung in den *Humanwissenschaften* liefern, das auch auf das Problem der Integration der islamischen mit der europäischen Kultur anwendbar ist.

Die Beschäftigung mit der islamischen Philosophie und Wissenschaft hat mich im Gegensatz zu der heutzutage überwiegenden Ablehnung islamischen Gedankenguts zur Ansicht gebracht, dass eine Einbeziehung der arabisch-islamischen Kommentatoren der antiken griechischen Philosophie zu einer gerechteren Beurteilung der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles führen kann, die bisher von der modernen westlichen Philosophie und Wissenschaftstheorie vernachlässigt worden sind. Dass diese Ansicht nicht unberechtigt ist, wird auch durch die gegenwärtige Meinung arabisch-islamischer Wissenschaftler und Philosophen unterstützt, die in dem Modell des friedlichen Zusammenlebens von Muslimen, Christen und Juden im mittelalterlichen Andalusien ein historisches Vermächtnis und ein Vorbild für die Zukunft sehen. In dieser Ansicht wurde ich vor allem durch die Diskussion mit meinem arabischen Kollegen aus Tunis Mohamed Turki bestärkt, dem ich anlässlich seines Lehrauftrages an der Universität Wien begegnet bin. Schließlich waren es ja die arabischen Autoren des Mittelalters, welche das Gesamtwerk des Aristoteles, sowohl die philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften als auch seine systematisch begründeten Ansichten über Ethik, Recht und Politik nicht nur übernommen, sondern schon lange vor der europäischen Renaissance und Aufklärungsphilosophie weiterentwickelt haben.

Es waren vor allem die Übersetzungen und Kommentare zu den Schriften des Aristoteles, welche die Gelehrten Europas von den Arabern entlehnten. Und auf diese Weise, sagt Herder, »[...] die Fackel der Wissenschaft für das damals